

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band: 7 (1957)
Heft: 4

Artikel: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern
Autor: Knoepfli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-79180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MISZELLEN – MÉLANGES

FRÜHMITTELALTERLICHE KUNST IN DEN ALPENLÄNDERN

Von ALBERT KNOEPFLI

Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Akten zum II. internationalen Kongreß für Frühmittelalterforschung, herausgegeben von Linus Birchler, Edgar Pelichet und Alfred A. Schmid. 372 Seiten mit 171 Abbildungen. Urs-Graf-Verlag, Olten und Lausanne 1954

Das Unterfangen, ein im doppelten Sinne so vielseitiges Buch mit 23 verschiedenen Beiträgen ebensovieler Autoren anzuzeigen, ohne in der Aufzählung von Titeln und Verfassern stecken zu bleiben, zwingt uns, einige Leitmotive des Ganzen herauszugreifen, die sich aus einer Umgruppierung des Stoffes ergeben, der im Werke selbst ohnehin nicht restlos überzeugend disponiert werden konnte. Ist dieses doch hervorgewachsen meist aus Führungsreferaten, welche an der genannten Tagung und im Verlaufe dieses Wanderkongresses gehalten worden sind, der von Lausanne nach St. Maurice, Sitten, Disentis, Chur, Zillis, Mistail führte und in St. Johann im Münstertal einen neuen Höhepunkt und sein offizielles Ende fand. Diese Führungs-Referate liegen nun in ganz unterschiedlichem Umfange und Gewicht neben andern Miszellen vor und reichen in der Form vom anspruchslosen Résumé bis zur tiefgreifenden Monographie. Im ganzen ist es ein erfreulicher, außerordentlich beachtlicher Ertrag, der sich in vorzüglicher Ausstattung als Summe einer gemeinschaftlichen Gelehrtenarbeit darbietet.

Gerade die Zeit von Konstantin d. Gr. bis zu Kaiser Heinrich dem Heiligen, dem letzten Herrscher aus sächsischem Hause, ist in der Forschung aller Fakultäten verhältnismäßig arm an wirklich erschlossenen dokumentarischen Grundlagen, so daß Samuel Guyer klagte, es werde viel zu oft über Gegenstände geschrieben, deren Quellenmaterial man noch gar nicht genügend kenne und überblicke. Nationale Interessen und die geistige

Haltung der Disziplinen, etwa im Sinne von Matthäus Kapitel 6 Vers 3, sind noch keineswegs überwunden. Darum darf auch der Historiker nicht ahnungslos beiseitestehen, wenn Kunstgeschichte und Archäologie den Problemen der Frühmittelalterforschung mit neuen Methoden zu Leibe rücken und neue Ergebnisse zur Diskussion stellen.

Als roter Faden zieht sich durch alle Beiträge unseres Buches das Bestreben, der Dauer, Richtung, Art und Intensität jener Einflüsse nachzuspüren, welche aus der klassisch-antiken, der hellenistisch-spätantiken, byzantinischen, vorderasiatischen und ägyptischen Welt auf die germanische und keltische Tradition gestoßen sind, sich zunächst noch gesondert erkennbar neben sie gelagert und erst mählich allseitig durchdrungen haben, bis aus der innigen Vermengung und Assimilation das Neue, charakteristisch Abendländische und Mittelalterliche erwuchs. Eine noch zu wenig bestimmte und geordnete Terminologie, vor allem von Sprache zu Sprache, mag das Verständnis des einen oder andern Beitrages behindern; man denke nur an die schwer und verschieden definierbaren Sammelbegriffe wie antik, hellenistisch, byzantinisch usf., die man sich differenzierter angewendet wünscht.

Die Erforschung *kirchlicher Architektur*, um nach diesen allgemeinen Bemerkungen speziell auf sie zu sprechen zu kommen, muß ihre Erkenntnisse weitgehend auf den Ergebnissen des Spatens aufbauen. Zwar haben die subtilen Grabungsmethoden der Urgeschichte längst Eingang gefunden. Aber neben vertrauenswürdigem Material stellt sich, vor allem aus Zeiten, wo die Grabungstechnik noch in sorglosen Kinderschuhen steckte, anderes von wissenschaftlich sehr trügerischer Tragfähigkeit. Beachtet man die Qualitätsunterschiede des Arbeitsmaterials, die geringe Anzahl für die Verarbeitung in Frage kommender Objekte und die geographisch weite Streuung der Denkmäler, so darf man eine letzte Skepsis allen Gruppierungsversuchen und Filiationstheorien nicht zu eilfertig aus dem Wege räumen. Um so dringlicher erscheint mir die quellenmäßige Edition besonders der gesicherten Kirchengrundrisse etwa vor 1000 (die fortlaufend in Form loser Blätter und karthographisch ausgewertet erfolgen könnte) wie sie Edgar Lehmann begonnen hat und das Münchener Zentralinstitut für Kunstgeschichte weiterführte.

Wie die Sache zu denken ist, zeigt auf mustergültige Weise der Beitrag von LOUIS BLONDEL (Genf): «*Aperçu sur les édifices chrétiens dans la suisse occidentale avant l'an mille.*» Blondel kann seine reich durch Planmaterial belegte Übersicht mit St.-Gérmain (nach 500) und La Madeleine (7. Jh.) in Genf beginnen, deren Grundriß typologisch der im 4./5. Jh. herrschende war: damals folgte der Kirchenbau in den alten römischen Zentren direkt den traditionellen Basiliken des antiken Rom und Mailand. Aber schon im 5. Jh. machen sich die ersten orientalischen Einflüsse geltend, welche vor allem von monastischen Neugründungen aufgenommen und weiterentwickelt wurden. Erinnert schon die erste Kapelle in Agaunum (St.-Maurice) wegen

ihrer Sanktuariumsdisposition an orientalische Felsenklöster, so zählt die erste, dort mit fünfseitig gebrochener Chorapsis an den Felsen gelehnte Basilika des 5. Jh. zum syrischen Typus, der sich damals eben in Frankreich auszubreiten begann und den wir bei halbkreisförmigem Altarraum und polygoner Hintermauerung im Agaunum des 6. und 8. Jh. wiederfinden. Die Kongreßakten enthalten zur Frage polygonaler Apsiden einen besondern Beitrag von PAOLO VERZONE (Turin): «*Le absidi poligonali del IV e V secolo.*» In der Kunst des flavischen Zeitalters durchkreuzen sich hellenistische Architektur-Strömungen mit solchen der einheimischen Handwerksübung, und von den lokalen Gepflogenheiten leitet Verzone jene polygonalen Apsiden ab, welche die «klassischen» Halbkreismauern um etwa 400 ablösen. Doch gerade bei dieser Ausdeutung könnten die verhältnismäßig wenigen berücksichtigten und bekannten Denkmäler fehlgeleitet haben. Zumindest muß noch untersucht werden, in welchem Verhältnis möglicherweise die polygonalen Apsiden frühchristlich-kapadokischer Kirchen zu ihren mitteleuropäischen Schwestern stehen.

Der völlige Durchbruch orientalischer Zuflüsse erreicht das Burgunderreich im 6. Jahrhundert auf dem Mittelmeerweg, und wir weisen gleich an dieser Stelle auf die Arbeit von FRITZ VOLBACH (Mainz) über «*Frühmittelalterliche Elfenbeinarbeiten in der Schweiz*» hin, wo der Verfasser für seinen Gegenstand ebenfalls die italienische Dominante von ostchristlicher Formenwelt überspielt sieht. Besonderes Interesse erheischt, um auf die Architektur zurückzukommen, die Interpretation des Rotundenbaues am Scheitel der durch Sigismund 513/15 erstellten, typologisch latinisch-byzantinischen Vorbildern folgenden zweiten Basilika von St.-Pierre in Genf. Übereinstimmend mit den Ergebnissen des Artikels von JEAN HUBERT (Melun) über «*Les églises à rotonde orientale*» sieht Blondel in diesem Rundbau ein unbenutzt gebliebenes Mausoleum, das der Burgunderkönig habe für seine Familie bauen lassen. Hubert weist auf das verwandte runde Konstantins-Mausoleum in Konstantinopel, Grabar auf die in frühchristlicher Zeit im Mittelmeerraum bekannten und noch auf karolingischen Elfenbeinen dargestellten «tours funéraires» hin, welche weder mit Jerusalemer Heiliggrabarchitektur, noch mit Rotundenchören (St. Riquier!) oder mit Baptisterien zu verwechseln sind. Mit der Übernahme der Ringkrypta machte sich seit dem 8. Jh. neuerdings ein italo-römischer Einfluß geltend. Unter den Formen, welche die sowohl auf lombardische wie auf kluniazensische Vorbilder ausgerichtete Burgunderschule des 10. Jahrhunderts aufgreift, verdient neben den Dreiapsidenchören, der Querschiffbildung und der Einführung des Gewölbes der Chorumgang besondere Beachtung. St.-Maurice erhält um 930 einen solchen mit dem üblichen Kapellenkranz. Dagegen wird das Fehlen der Radiantenkapellen beim direkt an die Seitenschiffe anschließenden Chorumgang der Lausanner Kathedrale um 1000 als Unikum ausgegeben, dem PHILIPPE VERDIER (Paris) eine spezielle Untersuchung widmet. Die «Muster» zu den «*Chevets à déambulatoire sans chapelles rayonnantes*» sucht er in Ravenna.

und Verona. Entsprechende Bauten folgen in Frankreich erst im 12. Jahrhundert, so daß die Lausanner Kathedrale ein vorzeitiger Einzelgänger ist; in ihrem Westwerk aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts bewahrt sie dagegen als Nachzügler eine karolingische Form, das über offener Halle gebaute Westsanktuarium. Ihm gilt der kurze, aber gewichtige Beitrag von HANS REINHARDT (Basel) über «*L'église-porche de la cathédrale de Lausanne*».

Mehrere Autoren befassen sich mit den kirchlichen Baudenkmälern Graubündens. ERWIN POESCHEL (Zürich) vermittelt unter dem Titel «*Frühchristliche und frühmittelalterliche Architektur in Currätien*» einen willkommenen Überblick besonders auf die formengeschichtlich mit Umschlageplatz Aquileja aus dem Osten importierten, in der Ausprägung aber original currätischen Dreiapsidensäle. Poeschel läßt höchstens einen «ornamentalen» Zusammenhang mit jenen Sargnischen etwa des altchristlichen Begräbnisplatzes Concordia Sagittaria gelten, die durch drei winzige Apsiden geschlossen sind. Im Gegensatz zu Poeschel erwägt RUDOLF EGGER (Wien) ein Nachleben dieser sepulkralen Dreiapsiden in der rätischen Dreiapsidensaalkirche. Egger behandelt die Bischofskirche Sabiona in der 574 vom Augsburger Bischof bezogenen Fliehburg, welche, für einen zahlreichen Klerus und eine kleine Gemeinde gebaut, einen ebenfalls von der Concordia Sagittaria formal ableitbaren Dreiapsidenchor besitze. LINUS BIRCHLER (Zürich) schickt seiner, wenngleich nur vorläufigen, so doch mit Spannung erwarteten und gut 70 Seiten beanspruchenden Arbeit über die karolingische Malerei in St. Johann-Müstair auch neue architekturgeschichtliche Ergebnisse und Probleme voraus, welche die entsprechende Darstellung im bekannten grundlegenden Werk von Zemp und Durrer (1906/11) in einigen Punkten modifizieren. Doch kann hier auf die Frage der beiden die Längsseiten des Dreiapsidensaales begleitenden und ebenfalls apsidial geschlossenen Atrien als möglichen Besammlungs- und Betrachtungsräumen und ihrer Funktion als Wärmeschutz leider nicht weiter nachgegangen werden. Hingegen möchten wir einen Hinweis auf Birchlers Raum-Interpretation nicht verfehlen: er sieht im Dreiapsidensaal und dessen «Tres in Unum» nicht allein eine elementare Versinnbildlichung des trinitarischen Grundgedankens, der seit der Mitte des 8. Jh. zentrale Bedeutung erlangt hatte, sondern findet ein spätantikes Ideal eines auf einen Blick erfassbaren Raumes weitergetragen, wie solcher als adäquater Ausdruck des imperialen Rom im Pantheon verkörpert worden war. Diesem Ideal des «Kugelraumes» steht schon in konstantinischer Zeit das Raumkonglomerat der Basilika gegenüber, welchem nach dem kanonisch wirkenden Bau der alten Peterskirche in der mittelalterlichen Kirchenbaukunst des Abendlandes die Führung zufällt.

Weitern einzelnen Bauwerken der rätischen Gruppe widmen P. ISO MÜLLER (Disentis) und WALTHER SULSER (Chur) aufschlußreiche Untersuchungen: Der Disentiser Klosterarchivar äußert sich vor allem zur baugeschichtlichen Chronologie der Kirchen seines Gotteshauses, der Churer Architekt und Archäologe zu der von ihm vorbildlich erschlossenen St. Luzius-

kirche, deren drei Apsiden wegen ihrer Verbindung mit einer karolingischen Ringkrypta durch einen einzige Außenbogen umfassen werden. Der Bau war Gedächtniskirche St. Luzis und Begräbnisstätte der Viktoriden.

HERMANN VETTERS (Wien) greift ein Objekt des Profanbauens auf; er beschreibt ein spätantikes Bauerngehöft vom Typus des alpinen Vorhallenhauses, das sein Besitzer im 3. Jh. gegen die Raubzüge von Germanen, depossidierten Kleinbauern, Deserteuren etc. befestigte. FRANZ MILTNER (Wien) berichtet über die damals noch nicht abgeschlossenen Ausgrabungen der Fliehbürg und des Bischofssitzes von Lavant im Osttirol, die immerhin schon die Kontinuität vom römischen Heiligtum bis zur spätmittelalterlichen Kirche feststellen lassen. Die etwa auf die Zeit um 400 zu datierende Fliehbürg auf dem Bichl diente dem Bischof von Aguntum als Zuflucht und besaß eine Kirche von den in Noricum üblichen Ausmaßen. LUIGI CREMA (Milano) orientiert über *«Recenti Scoperte nella Chiesa Milanese di San Giovanni in Conca»*, FERDINANDO FORLATI stellt die Gründe zusammen, die nach den Grabungsergebnissen vom Jahr 1950 dafür sprechen, daß die nach 828 in Venedig gebaute St. Markuskirche schon damals eine Kreuzförmige Fünf-Kuppel-Kirche nach Vorbild der Apostelkirche in Byzanz war.

Der Beiträge, die sich mit Bauplastik und Kleinkunst befassen, sind zu viele, um ihren Inhalt auch nur andeutungsweise anzumerken. Die Grundfragen, nämlich das Kunstprodukt in die Faktoren seines Herkommens zu zerlegen, sind dieselben wie in der Architekturgeschichte. Nur komplizieren sich die Probleme, weil hier dem Wanderkünstler eine erhöhte Bedeutung zukommt und die Erzeugnisse des Kunstgewerbes gegenüber den immobilen Baudenkmälern eine große Reisefreudigkeit zeigen. Als stellvertretend für das, was sich aus andern Beiträgen in Varianten ähnlich ergibt, mag die besonders instruktive Arbeit von JOACHIM WERNER (München) gelten. Er äußert sich *«Zur ornamentgeschichtlichen Einordnung des Warnebertus-Reliquiars von Beromünster»*. Dieses zeigt auf der Vorderseite die germanischen Motive von Tierschenkeln, Köpfen und Füßen in Bandgeflecht, auf der Rückseite aber Halbpalmetten mit eingestreuten «Komma»-Ornamenten, die byzantinischer Herkunft und im 7. Jh. Allgemeingut der Mittelmeergebiete sind. Diese Stilunterschiede bewogen Julius Baum, die Vorderseite dem späten 7. Jh., die Rückseite der karolingischen Zeit um 800 zuzuweisen, wogegen Werner in den Breitseiten eine Verbindung beider Elemente und das Kästchen in einem Guß entstanden sieht. Nicht nur wurde die germanische Tierornamentik des sog. zweiten Stils um die Mitte des 8. Jh. durch den nordenglischen Tierstil ersetzt (Churer Reliquiar!), sondern in derselben Art kombinierte Ornamentik findet sich außer am Warnebertus-Reliquiar auch an einem solchen von Nymwegen und an einer Riemenzunge, die auf dem Domplatz von Utrecht gefunden wurde. Werner sucht die gemeinsame Werkstätte all dieser Objekte in burgundischem Gebiet. Eine ähnliche Aufgespaltenheit des Formenschatzes weist P. OTHMAR STEINMANN (Disentis) in der Ornamentik zahlreicher karolingischer Stuckfragmente von Disentis

St. Martin II nach, deren eine Gruppe vorwiegend dem 8. Jh. anzugehören scheint und parallel geht zu den Reliefs am Pemmo-Altar in Cividale und zu den Fresken von Naturns. Sie ist als langobardisch anzusprechen, steht aber der gemeinsamen mittelmittelmeerländischen Wurzel wegen auch der irisch-insularen Kunst nahe. Die zweite Gruppe reicht vielleicht zum Teil schon ins 9. Jh., ist stofflicher sowie plastischer empfunden und entspricht antikem Stilgefühl. Das Flechtwerk hat, so lesen wir bei PAUL DESCHAMPS (Paris) «*A propos des pierres à décors d'entrelacs et des stucs de Saint-Jean de Mustair*», durch karolingische Steinmetzen eine Vollkommenheit und Eleganz gewonnen, die weder früher noch später je erreicht worden ist. Nach Maurice Prou war es im Unterschied zu den meist nur 1—2bahnigen Flechtwerken anderer Epochen damals meist dreiriemig. Bei den Steinfragmenten von Münster fällt wiederum, wie in Disentis, eine Doppelgesichtigkeit der Ornamente auf; wiederum stehen Völkerwanderungsmotive des Nordens neben spätantiken Formen. Die figurale Steinskulptur findet sich hauptsächlich im 8. bis 10. Jh. häufig durch inkrustierte und bemalte Stuckfiguren ersetzt. Der Stuck in der Ulrichskapelle von Münstair könnte schon dem 11. Jh. angehören, das berühmte Relief mit der Taufe Jesu entstand vor 1087, die Statue Karls des Großen in den Jahren 1166/70. Eine große Rolle spielt wiederum die Steinornamentik im Beitrag von GIAN PIERO BOGNETTI (Milano): «*Sul Tipo e il Grado di Civiltà dei Longobardi in Italia, secondo i Dati dell'Archeologia e della Storia dell'Arte.*» Der weitgespannte Rahmen ist schon aus dem Titel ersichtlich, stellt doch Bognetti die Phänomene langobardischer Kunst unablässig in den Rahmen der politischen und wirtschaftsgeschichtlichen Ereignisse. Im Wechsel von Blüte und Niedergang, im Widerstreit höfischer und provinzieller Tendenzen, in der Auseinandersetzung der paganen und arianischen Elemente altlangobardischer Tradition mit den byzantinisch-hellenistischen Einflüssen der romkirchlichen Organisation entsteht der spezifisch langobardische Reliefstil der christlichen Plastik, die in vielen Varianten weiteste Verbreitung findet. Man wird aber recht oft fragen müssen, ob vieles, was als langobardisch eingeklammert wird, nicht einem volkskunsthaf gewordenen allgemeinen mediterraneen Stil zuzurechnen sei, und gerade Bognettis Arbeit beweist, wie gefährlich es ist, Unica als allgemeine Entwicklungsstationen gelten zu lassen. Noch wenig erforscht ist auch die Interpretatio Romana der keltischen Kunst, welcher HEDWIG KENNER (Wien) anhand der seit 1948 in der keltisch-römischen Siedlung auf dem Magdalenenberg in Kärnten ausgegrabenen Funde nachspürt. In den flach, überlang und in gleitenden Formen modellierten Venusfiguren oder in den großen, eiförmigen Köpfen mit eng an die dreieckige Nase geschobenen, brauenlosen Augen, sowie in der Art der Mundschlitzung liegen keltische Motive römischer Provinzialkunst vor. Sichelmond und Mondboot (Kahnfibeln etc.), z. T. mit angehefteten Tierformen, oder der mystische Alte, der in den Himmel hinaussegelt, lassen sich nach der Autorin bis in die romanische Kunst verfolgen. JULIUS BAUM

befaßt sich mit karolingischen, geschnittenen Bergkristallen und OTTO HOMBURGER ordnet übersichtlich die hoch- und frühmittelalterlichen Stücke der Kirchenschätze von St.-Maurice und Sitten. Die Fassung der postsassanidischen-frühislamitischen Emails an der Kanne Harun al Raschids ist karolingisch (vgl. Andreas Aföldi, ZAK X, 1948), der sogenannte «Deckelbecher Karls des Großen» hingegen reicht nur ins 12. Jh. zurück.

Weil das Gebiet der Buchmalerei nicht einbezogen wurde, befassen sich nur zwei Beiträge mit frühmittelalterlicher Malerei, von denen der umfangreiche und gewichtige von LINUS BIRCHLER (Zürich) nicht nur die eminente Bedeutung der Fresken von Müstair für die Kenntnis der karolingischen Malerei erhellt, sondern die Erwartungen hoch schraubt, welche der verheißenen größeren Edition entgegengebracht werden dürfen. Schon dieser erste provisorische Bericht bringt vor allem ikonographisch sehr reiches Material und wiegt die künstlerischen Elemente ab, welche sich zu diesem rhythmisch komponierten, malerisch erzählenden Stil verbunden haben, dem in der St. Galler Buchmalerei die wenigen Miniaturen der sog. Wolfcoz-Gruppe sehr nahestehen. Gewiß sind seine syrisch-orientalischen Komponenten, vor allem in der seelischen Erregtheit der Form, nicht zu verkennen, und zahlreiche Spuren lassen sich zur römischen Kunst verfolgen; tonangebend jedoch ist nach Birchler das Germanische. Unter anderem werden Waffen dargestellt, die nie über das Friaul und die Apenninen hinaus Verbreitung gefunden haben. Wie schon Zemp, sucht auch er den Maler auf oberitalienischem Boden. Zeitlich stehen die Fresken von Müstair zwischen den Maleereien von Naturns (8. Jh) mit ihrem abstrakt graphischen, der germanisch-vorkarolingischen Stufe entsprechenden Stil und denjenigen von Mals (9. Jh.), die ein ausgeglichen-gelassener, betont antik klassisch gerichteter Stil auszeichnet. Mit der Datierung der Fresken von Müstair und ihrer stilistisch vergleichenden Eingliederung, die hier noch beiseite gelassen wurde, wird sich die genannte ausführlichere Publikation von Birchler, Sulser und Schmid noch befassen.

Mit [Kunstformen des macedonischen Byzanz beschäftigt sich ANDRÉ GRABAR (Paris) in seiner Arbeit «*Les fresques de Castel seprio et l'occident*», da diese von Capitani d'Arzago ins 7., von Kurt Weitzmann aber gerade ins macedonische 10. Jh. gesetzt worden sind. Grabar glaubt ikonographisch in der Anwesenheit eines ursprünglich palästinensischen Kindheit-Jesu-Zyklus eine lateinische Tradition zu erblicken, da dieser Zyklus gerade im macedonischen Byzanz nicht mehr vorkomme. Hingegen sieht er in den Fresken von Castelseprio Zeit- und Weggenossen der deutsch-ottonischen Malerei vor allem des Bodenseegebietes. Diese knüpfe ihrerseits an byzantinisches Formengut der vormacedonischen Zeit an (was allerdings nicht klar genug formuliert wird). Grabar exemplifiziert mit jenem um 1000 geschriebenen St. Galler Evangeliar Mscr. 48, das auf Seite 129 in lateinisch-griechischem Wortgemisch die Miniaturen des byzantinischen (vormacedonischen?) Evangeliiars aufzählt, welches dem (irischen?) Kopisten vor-

gelegen hatte: mit Ausnahme eines apokryphen Themas entdecken wir sämtliche auch in Castelseprio vorkommenden Szenen, die wenig geläufigen eingeschlossen! Nun lassen sich z. B. zwischen der Lombardei und den Bodenseeklöstern eine ganze Reihe verschiedenartiger Verbindungen nachweisen, und die Fäden, die etwa von der Reichenau nach Byzanz führen, sind zu bekannt, als daß sie hier nachgezeichnet werden müßten. Aber die Rechnung, daß Castelseprio nur auf dem Umweg über die ottonische Bodenseekunst denkbar sei, geht doch nicht ganz auf. Überdies in den Bodenseeklöstern von einer «colonie de moines grecs et l'art d'inspiration byzantine qui en était parti au X^e siècle» zu sprechen, ist zumindest mißverständlich, da dies glauben läßt, den Konventen hätten «griechische» Mönche angehört. Dabei ist schon die Stelle im Briefe Notker Balbulus an Lantpert (Cod. 381, pg. 9) von den «ellenici fratres» so aufzufassen, daß es sich lediglich um einen Kreis st.-gallischer Mönche handelt, der sich «propter Graecismum» zusammengeschlossen hatte (vgl. Joh. Duft in Ztschr. f. Schweiz. KG. 1957, Heft II, S. 150). Endlich finden wir z. B. in den Reichenauer Necrologien, Profeßlisten und im Verbrüderungsbuch wohl zahlreiche Spuren von *Gästen* aus dem Osten, nicht aber eine «Kolonie».

Gerade die von Grabar im Zusammenhang mit Castelseprio und der ottonischen Bodenseekunst aufgeworfenen Fragen zeigen, wie notwendig es ist, die frühmittelalterliche Forschung auf breiteste Grundlagen zu stellen und in steter Tuchfühlung aller Disziplinen voranschreiten zu lassen.

L'ORDRE TEUTONIQUE EN SUISSE

Par H. C. ZEININGER DE BORJA

Les établissements de l'Ordre Teutonique en Suisse¹ n'étaient pas très nombreux: on n'y compte que cinq commanderies dont deux seulement ont survécu jusqu'au commencement du 19^e siècle. D'autre part, avant les mouvements religieux du 16^e siècle, la noblesse suisse était fréquemment représentée dans l'Ordre où elle figurait encore au début du 19^e siècle. Des familles qui existent de nos jours, les Blarer de Wartensee, Erlach, Hallwyl, Landenberg, Luternau, Mulinen, Reich de Reichenstein, Reinach, zu Rhein et Rinck de Baldenstein ont donné des chevaliers Teutoniques.

Les maisons suisses de l'Ordre dépendaient administrativement du

¹ Sur l'Ordre en général, voir notre étude *L'Ordre Teutonique*, 35 pp., gr. in-8, Madrid, 1955 et MARIAN TUMLER, *Der Deutsche Orden im Werden, Wachsen und Wirken... bis zur neuesten Zeit*, Vienne, 1955 (nous n'avons pu consulter cet ouvrage); HANS-ALBRECHT SEGESSER VON BRUNEGG, *Schweizer im Deutschordensland*. — *Die Schweizerfahren aus der Schlacht bei Tannenberg*, dans «Archives héraldiques suisses», 1933, pp. 66 — 74 et 110 — 121.